DS
513
P4
1904

Wir und die Ostasiaten

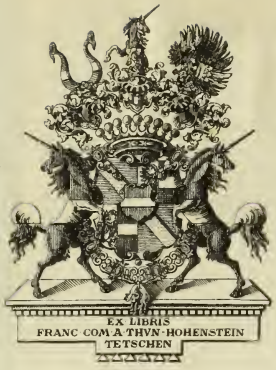
Historisch-politischer Essay

von

Dr. A. v. Peez

Sonderabdruck aus der „Allgemeinen Zeitung" Nr. 407, 409, 412, 414, 416 und 418 vom 7., 8., 10., 12., 13. und 14. September 1904.

München
Druck der Buchdruckerei der „Allgemeinen Zeitung"
1904



the university of connecticut libraries

hbl, stx
DS 513.P4 1904
Wir und die Ostasiaten :
3 9153 00558395 2

DS/513/P4/1904

24888 Ba 3/4

Sr Excellenz Grafen Franz Thun, Tetschen
Mitglied des Herrenhauses
zu Verehrung überreicht

Wien 13/X 04

Wir und die Ostasiaten

Historisch-politischer Essay

von

Dr. A. v. Peez

Sonderabdruck aus der „Allgemeinen Zeitung" Nr. 407, 409, 412, 414, 416 und 418 vom 7., 8., 10., 12., 13. und 14. September 1904.

München
Druck der Buchdruckerei der „Allgemeinen Zeitung"
1904

Digitized by the Internet Archive
in 2013

http://archive.org/details/wirunddieostasia00peez

I.

Die alte und mittlere Geschichte verläuft im Gebiete des Mittelländischen Meeres. Mit der Entdeckung Amerikas tritt der Atlantische Ozean in den Vordergrund. Die Zukunft aber gehört, so scheint es, der Südsee, um welche sich die größten Anhäufungen von Menschen gruppieren, allen voran Indien mit 300 und China mit 450 Millionen, woraus folgt, daß hier die Natur ihre Gaben am reichsten ergossen hat.

Unser kleines Europa liegt von der Südsee ferne — ein Nachteil für Industrie und Handel, aber ein Vorteil für die selbständige Entwicklung des Weltteiles, der sonst leicht der Anziehungskraft des ungeheuren Asien hätte verfallen und zu dessen westlichem Vorgebirge hätte herabsinken können.

Jetzt, gestützt auf die Dampfkraft, nähern sich die Europäer von den verschiedensten Seiten der Südsee. Sie besetzen Inseln, Vorposten, Hochwarten, um auf das neue Paradies herabzuspähen und bei der Teilung ihr Stück davonzutragen. England, der Großgrundbesitzer der Welt, hat schon Indien in seiner Tasche, es verfügt über Hongkong und Schanghai, letzteres die Mündung des Jangtse beherrschend, während die Quelle des herrlichen Stromes in Tibet liegt, in Tibet, wohin — bei einer nicht ganz zufälligen Abwesenheit Rußlands und dessen Beschäftigung an anderen Orten — die neueste Eroberungsfahrt Englands sich gewendet hat. Frankreich siedelt in Cochinchina und Tongking, die Niederlande besitzen noch aus älterer Zeit prächtige Inseln und auch das Deutsche Reich hat sich ziemlich kühn inmitten aller dieser Herrlichkeiten auf einem kleinen Landfleck bei Peking niedergetan. Alle aber schien Rußland überholt zu haben. Der Sibirischen Bahn, einem Kulturwerk ersten Ranges, folgend, hatte das Zarenreich die Gründung eines Neu-Rußland in Ostasien in Angriff genommen. Gewaltige Festungen, Handelsplätze, Häfen, Arsenale und Werften waren entstanden; eine mächtige Bewegung von Soldaten und Arbeitern, von Waffen, Kriegsschiffen und Gütern hatte begonnen. Port Arthur, das Gibraltar-Malta des Ostens, sah scharf auf das nahe-

gelegene Hauptland des chinesischen Reiches hinüber. Alles war großartig geplant und tatkräftig ins Werk gesetzt. Nur Eines störte — die Entfernung vom Hauptreiche; und dagegen gab es nur ein Mittel — die Zeit.

Da die Sibirische Bahn als Lebensader zu lang und schwach war, mußte Neu-Rußland möglichst schnell auf eigene Füße kommen. Im Laufe eines Menschenalters konnte das geschehen sein. Aber die Zwischenzeit war eine Angstzeit. Also brauchten die russischen Staatsmänner Frieden; ihre Friedensliebe war echt, und ebenso kann man ihnen nachfühlen, daß sie den Frieden lieber mit dem Haager Schiedsgericht, Herrn v. Bloch und Baronin Suttner, als mit dreihunderttausend Mann und General Kuropatkin und Stössel durchgesetzt und behauptet hätten.

Aber die weitsichtigen Erwägungen, von denen die russischen Staatsmänner sich leiten ließen, waren auch anderen nicht fremd geblieben. Die Gegner Rußlands erkannten, daß man letzterem keine Zeit gönnen dürfe. Schließlich werden auch so kolossale Erfolge wie es die Herrschaft in der Südsee ist, nicht ohne schwere Kämpfe errungen. So kam es denn zu dem japanisch-englischen Bündnis vom 30. Januar 1902, und so brach denn im Jahre 1904 der japanisch-russische Krieg aus.

Unter den Völkern, die nach Ostasien streben, wurde oben jedoch eines übergangen, welches bei Lösung dieser Fragen mit an erster Stelle in Betracht kommt: die Nordamerikaner. Während Europa nicht an den Stillen Ozean grenzt, tut dies Amerika; das auch sonst von der Natur so reich bedachte Kalifornien ist seine starke Basis, der kommende Panama-Kanal seine abgekürzte Zufahrtstraße, während gleichzeitig die Philippinen-Inseln ebenso geeignet sind die Hand nach dem Golf von Petschili auszustrecken, wie erforderlichenfalls die vom Suezkanal heransegelnden Europäer zurückzuhalten.

Ueber alle diese Absichten, Pläne, Hoffnungen, Rechnungen droht nun das bisherige Ergebnis des Krieges einen dicken Strich zu machen. Zwischen die europäischen und amerikanischen Erblustigen ist plötzlich ein neuer, bisher unbeachtet gebliebener Konkurrent getreten. Schon daß er ein einheimischer Asiate ist, gibt ihm einen Vorsprung vor den anderen. Japan nimmt seitwärts vom Golf von Petschili und von Schanghai eine gesicherte Flankenstellung ein — das England des Ostens. Sollte nun das Kriegsglück auch ferner den Japanern gewogen sein, so läßt sich voraussehen, daß sie versuchen werden, ihre kriegerischen Erfolge auch in politischen und wirtschaftlichen Gewinn

umzusetzen. Genau wie die Nordamerikaner nach Beendigung des Krieges gegen die Südstaaten und genau wie die Deutschen nach Beendigung des Krieges mit Frankreich, werden sich die Japaner, gestählt und erhoben durch Kriegsruhm, in äußerem Ansehen gefestigt und vielleicht territorial vergrößert, auf Schiffahrt, Industrie und Handel werfen. Sie haben ein ebenso großes wie vielversprechendes Operationsgebiet vor sich, dessen bezeichnende Merkmale drei sind:

1. Produktenreichtum,
2. Ueberfluß an wohlfeiler Arbeitskraft,
3. Fehlen eigentlicher Großindustrie.

Berücksichtigt man diese drei Punkte, so wird man verstehen, daß, welche Schwierigkeiten auch immer noch zu überwinden sein mögen, Japan wie von selbst dahin geleitet werden wird, Ostasiens Produktenreichtum mit dessen unerschöpflicher Arbeitskraft in geordnete Verbindung zu bringen, d. h. eine Großindustrie ins Leben zu rufen. Mit der letzteren gewinnt es dann die starken Kapitalien, die ihm bisher noch fehlen, und dann wird sich das industrielle Zentrum noch weiter zu einem starken politischen Zentrum ausbilden.

Ob dieser weit ausgreifende Plan, der sicher in Japan besteht, gelingen wird oder nicht, hängt zu einem guten Teile von dem Verhältnis ab, in welches sich Japan zu China zu setzen verstehen wird.

Zwischen beiden bestand bekanntlich eine alte Abneigung und Gereiztheit. Darin hätten die Europäer den Anlaß zu engen, freundschaftlichen Beziehungen mit China erblicken sollen. Statt dessen jedoch haben Ueberhebung, Geschäftsgier und veraltetes Missionärswesen die Chinesen uns entfremdet und den Japanern in die Arme getrieben. So ist Japan der Lehrmeister Chinas geworden. Chinesische Jünglinge werden von japanischen Offizieren unterrichtet, und im August 1904 wurden von der chinesischen Regierung 400 Zöglinge behufs militärischer Ausbildung in japanische Anstalten entsendet. Warum begaben sie sich nicht nach Europa, zu den Lehrmeistern der Lehrmeister? Sie zogen es vor, sich an Japan zu wenden. Hiermit sind die Wege der Zukunft gewiesen. Die großen Erfolge der Japaner haben alte Vorurteile überbrückt. Bilden sich aber festere Bande zwischen beiden Völkern und gelingt es den Japanern, die soliden Eigenschaften der Chinesen in ihren Dienst zu stellen, so mag dort eine Macht heranwachsen, welche in Ostasien nicht nur ihr eigenes Leben leben, sondern auch einen Interessenkreis umspannen wird, dessen Grenzen festzustellen einen wichtigen Teil der Ge-

schichte des 20. Jahrhunderts ausmachen wird. Jedermann denkt hier an die Asiatische Idee, von der seit einiger Zeit viel gesprochen wird.

Aus Europa war ein „Europäischer Gedanke" nicht zu holen, so nahmen sie denn den „Amerikanischen Gedanken" zu sich herüber. Wie man von einer „Monroe-Doktrin" spricht, wird man vielleicht bald von einer „Ito-Lehre" reden, die dahin geht, in Wirtschaft und Politik Japan zum Denker, zum Medizinmanne, Führer, Krieger und Haupt der besten Teile Asiens zu machen. Wir haben an dem Beispiel der Vereinigten Staaten gesehen, wie rasch solche Ideen sich ausbreiten können. Freilich haben auch die Ereignisse in Amerika gezeigt, wie das plötzliche Aufflackern noch nicht den dauernden Erfolg und noch weniger den vollkommenen Sieg solcher Gedanken verbürgt. Immerhin scheint die „Asiatische Idee" genügend kräftig zu sein, um den Japanern in weiten Kreisen Asiens Beachtung und Zuneigung zu sichern und somit einen Gärungsstoff auszubreiten, der die bestehenden internationalen Rechts- und Besitzverhältnisse untergräbt und, vom Interessenten begünstigt, zur Erhöhung der japanischen Macht viel beitragen kann.

So hat sich uns unter der Hand die Japanische Frage zur Ostasiatischen, ja gewissermaßen zur Asiatischen Frage erweitert.

Aber diese Erweiterung des Gesichtskreises ist noch aus einem anderen Grunde notwendig. Der Scharfsinn Europas ist eben damit beschäftigt, den Japaner zu verstehen. Unser Umgang mit Japan und den Japanern ist noch neu. Dagegen unser Umgang mit Ostasiaten ist alt. Er ist tief in die europäische Geschichte eingegraben. Indem wir uns nun diese alten Beziehungen in das Gedächtnis zurückrufen, gelingt es uns vielleicht, einige Fäden zu fassen, die in den chinesisch-japanischen Kulturkreis hinüberführen, und dadurch das Verständnis des Japaners und seiner Zukunft zu erleichtern.

II.

Bekanntlich entsproß die Kultur Japans aus der Kultur des großen und ehrwürdigen China, die in unvordenkliche Zeit zurückgeht. Durch Meere und ganze Erdteile von uns getrennt, gelangten davon nach Europa nur undeutliche, halbgebrochene Strahlen, und das Schlimmste war, daß diejenigen Ostasiaten, die mit uns in unmittelbare Berührung kamen, die furchtbaren turanischen Reitervölker gewesen sind. Sie waren üble Vermittler. Sie

brachten uns keine Kultur, sondern Zerstörung und grauenhaftes Unheil. Allein gleichwohl hatten auch sie aus dem Born der chinesischen (und vielleicht sumerischen) Erfahrungen geschöpft. Freilich in ihrer Art ganz einseitig. Besonders gilt dies von den gefährlichsten aller Turanier, den drei gewaltigen Mongolenfürsten Attila, Dschingis-Khan und Timur dem Lahmen. Bei ihnen gewahren wir Politik und Krieg zu einem strengen, auf langer Ueberlieferung beruhenden System gebracht, wodurch sie den Europäern überlegen waren.

Diese turanischen Heerführer erscheinen den Europäern und besonders den Deutschen gegenüber als „hochgebildete Fachmänner". Von Attila sagt ein Geschichtschreiber: „er war ein Barbar, aber ein Barbar, der mit seinem Blicke die ganze Welt überschaute; es entging ihm nicht, was bei den Persern am Euphrat geschah, mit seinem Einfluß leitete er den Hof von Byzanz, zu Rom lauschte man auf sein Wort, zu Karthago bei dem Vandalenkönig fand man seine Gesandten." Zu ihren Hauptangriffen auf Europa wählten sie die günstigste Weltlage, nämlich im 5. Jahrhundert die Zeit der entscheidenden Kämpfe zwischen Römern und Germanen, und im 13. Jahrhundert die Zeit des am heftigsten tobenden Streites zwischen Papst und Kaiser. Die Kriege der Mongolenhäupter sind nicht die Folge empfangener Beleidigungen oder Ausfluß des Kraftgefühls und der Kampflust, wie bei Germanen, sondern es sind wohlüberlegte und wohlvorbereitete Staatshandlungen. Von Attila sagte der Gote Jordanes: „obwohl den Krieg wahrlich nicht scheuend, zögerte er lange mit dem Losschlagen und überdachte vorher alle Möglichkeiten." In seinem Testament bezeichnete Timur als erste Regel: „nicht durch Waffengewalt erstreben, was man durch Politik erreichen könne". Den Kriegen Attilas gingen regelmäßig Gesandtschaften voraus. Vor dem großen Angriffszuge nach dem westlichen Europa (i. J. 451) schickte er Vertrauensmänner an die beiden Hauptmächte, die er bekämpfen wollte, an Römer und Germanen, und bot beiden ein Bündnis an. Den Römern ließ er sagen, sein Heereszug gelte den Germanen, und letztere ließ er auffordern, sich mit ihm zur Vernichtung der Römer zu vereinigen. Ein anderes Beispiel ihrer List: Im Jahre 1220, als ein Mongolenheer sich dem Kaukasus näherte, kam es dem Führer darauf an, das Bündnis der dortigen Völker zu sprengen. Durch reiche Geschenke trennte er die Polowzen vom Bunde, überfiel die anderen, schlug sie, eilte dann den Polowzen nach, machte sie nieder und nahm die Schätze

wieder zurück, mit denen er sie bestochen hatte. Mit dieser abgefeimten Politik ging sorgsame Ausspähung Hand in Hand. Nach Timurs Testament sollen vor Beginn des Krieges erst die Beschaffenheit und die Mittel des feindlichen Landes erkundet, die für Einbruch und Rückzug günstigsten Pässe und Wege erforscht, die Mittel gefunden werden, um auf die moralischen Kräfte des Gegners einzuwirken. Zur Erlangung solcher Nachrichten dienen friedliche Abordnungen, Studienreisen, Besuche, oder lockte man Fremde in das Land, die man dann ausholte und für wichtige Mitteilungen reichlich belohnte. War der feindliche Staat das Opfer innerer Zerwürfnisse, so galt das für die beste Zeit zum Angriff. Bestanden Parteien oder Sekten oder hatte Willkürherrschaft Erbitterung hervorgerufen, so galt es, den Schwächeren gegen den Stärkeren auszuspielen. Flüchtig gewordene Parteiführer fanden bei den Mongolenfürsten jederzeit gute Aufnahme. Während sie bei dem Feinde die Parteiung schürten, waren sie darauf bedacht, die Einheit und Kraft ihrer Horde durch Fanatismus zu steigern. Zeichendeuter und Wahrsager fehlten nie in ihren Heeren. Sie stützten sich gern auf die „öffentliche Meinung"; Dschingis-Khan, der furchtbarste Gewaltherrscher aller Zeiten, begann den Krieg erst dann, als ihm ein allgemeiner Reichstag seiner Häuptlinge den Auftrag zur Welteroberung erteilt hatte. Attila fand in der Steppe das „Schwert des Kriegsgottes", und alle drei großen Mongolenfürsten behaupteten „Gottesgeißel" zu sein zur Züchtigung der verderbten Welt. Gegenüber fremden Religionen waren sie sehr vorsichtig; selbst wenig gläubig und ohne großen Unterschied, ob sie Buddhisten oder Mohammedaner waren, beschützten sie alle Religionen und bevorzugten keine vor der anderen. Es hat sich die Kunde erhalten, daß, während sie alle niedermetzelten, sie Kleriker und Literaten auch in Feindesland schonten, und da dieser Grundsatz bekannt war, haben sie dadurch diese wichtigen leitenden Klassen sich geneigt gemacht oder doch in ihrer pflichtmäßigen Rolle als Seele des Widerstandes erschüttert und dadurch den Widerstand selbst geschwächt.[1]) In Ungarn

[1]) Griechen und Römer schlugen gern die gleiche religiöse Feder an, um die moralische Kraft des gegnerischen Widerstandes zu brechen. Dahin gehörte bei Belagerungen einer Stadt die „evocatio", d. h. das Herausrufen und Herüberziehen des Schutzgottes der Stadt in das Lager des Angreifers, indem man ihm Opfer, Tempel gelobte. Es muß das eine alte asiatische List gewesen sein. Sollte die Zerstörung des Bildes der Muttergottes von Kasan einen politisch-militärischen Hintergrund haben?

erließen die Mongolen gefälschte, angeblich vom ungarischen Könige ausgehende Proklamationen, worin die Bevölkerung zu Maßregeln verleitet wurde, die den Sieg der Mongolen erleichterten.

War der Krieg beschlossen, so erfolgte dessen Eröffnung meist durch Ueberfall, und zwar gleichzeitig von verschiedenen Seiten. Nach sorgsamer Vorbereitung blitzschnelle Tat! Oft überholten sie sogar das Gerücht von ihrer Annäherung. Die Märsche ihrer Reiterheere waren drei- bis fünfmal rascher als die Fortbewegung der europäischen Ritter. Ueberraschung war das Lebenselement der turanischen Kriegführung. Ihr Ziel das Feindesheer; war dies geschlagen und womöglich vernichtet, so fiel ihnen das Land mit allem, was darin lebte, von selbst zu. Mit Belagerungen gaben sie sich sehr ungern ab, doch haben sie starke Festungen wie Aquileja, Krakau, Moskau, Kiew, Njäsan und Gran erobert. Beutemachen in der Schlacht war bei Todesstrafe untersagt. Jeder Krieger führte mehrere Rosse bei sich, um zu wechseln, das beste ausgeruhte für die Schlacht. Ihre Fechtart ist bekannt; im ganzen beruhte sie auf ihrer Ueberlegenheit an Reiterei: Ansprengen, Pfeilschauer, Einbrechen, Teilen, Umfassen, verstellter Rückzug, plötzliche Umkehr und erneuter Angriff von verschiedenen Seiten, im Siegesfalle Verfolgung bis zum Todesstoße gegen den letzten Feind. Aber sie lieferten auch Schlachten nach europäischer Art. In vorderste Linie stellten sie dann die Kontingente unterworfener Völker — etwa wie Napoleon die Deutschen. Als Graf Ulrich, Bischof von Augsburg, vor der Schlacht auf dem Lechfelde wahrnahm, wie die Magyaren ihre Leute mit Peitschen zum Sturm auf die Stadt antrieben, schloß er irrig auf ein Nachlassen in der Gefechtskraft der Ungarn. So schnell hatte man in Deutschland die Lehren aus der Zeit der Hunnen und Avaren vergessen! Die eigenen Kerntruppen waren in Reserve gehalten. Obschon im wesentlichen Reitervölker, kämpften dennoch die Turanier auch abgesessen wie das beste Fußvolk. Wie in Rußland so vieles, sind die modernen Dragoner eine Herübernahme aus Turan. Der Feldherr leitete die Schlacht durch Trompeten, Bewegungen der Fahnen oder Eilboten. Es herrschte eine eiserne Disziplin; wer vom Walplatze floh, ward niedergemacht. War ein Feldoberst oder ein Soldat auf eine bestimmte Stelle gewiesen, so durfte er sie bei Todesstrafe nicht verlassen. Rücksichten auf Vornehme gab es im Kriege nicht.

Schon das Heranbringen ihrer Heere in ungebrochenem

Zustande aus Hochasien an die Grenze Europas war eine technische Leistung ersten Ranges. Dschingiskhan legte mehrmals mit einem Heere, das man auf 200,000 Mann schätzen kann, in einem halben Jahre 2000 Kilometer zurück. In einem halben Jahre hat jetzt Rußland ein ungefähr gleich starkes Heer nach Sibirien gebracht; nimmt man die Länge der zurückgelegten Strecke mit 8000 Kilometer an, so ergibt sich, ungeachtet der ungeheuren Ueberlegenheit unseres Eisenbahnwesens, für unsere Heere doch nur die vierfache Schnelligkeit. Nun vergleiche man aber die Raschheit der Mongolen mit der langsamen Fortbewegung der Europäer des Mittelalters!

Weit überlegen waren die Mongolen den Abendländern durch ihre technischen Truppen. In strenger Arbeitsteilung hatten sie Frachtführer, Heerkostmeister, Zeugmeister, Geschützmeister, Brückenmeister, Richter und Einsammler der Kriegsbeute. Eisen, die Grundlage alles Heergerätes, fanden sie reichlich am Altai und kannten die Stahlbereitung. Außer den bekannten Waffen (Pfeil und Bogen, Krummschwert, Wurfschlinge, ledernem oder eisernem Helm, Panzer, Schild) führte jeder Soldat Pfrieme, Nadel, Fäden und Seile von Tiersehnen, Lederschläuche für Trinkwasser und Schwimmgurt; als Hauptnahrung endlich, bei ihrer außerordentlichen Mäßigkeit, in kleinen Säckchen „Krut“ (Kraut?), d. h. gedörrtes Fleisch oder Käse. Trafen sie auf einen befestigten Hauptplatz, so wandelten sie die Umgebung in Einöde, versuchten durch Unterhandlungen und Zusagen den Feind herauszulocken, in welchem Falle sie keine Zusage hielten, heuchelten Ermüdung, zogen auch ab, wendeten dann plötzlich und eilten zum Sturme. Ununterbrochener Angriff bei Tag und Nacht. Gräben füllten sie mit Strauchbündeln, bauten Dämme, gruben unterirdische Gänge, legten Minen, machten Ueberschwemmungen, kannten auch Widder und Mauerbrecher. Die Belagerungsarbeiten wurden von Ingenieuren aus China oder Persien geleitet. Letztere bauten ihnen auch Belagerungsgeschütze. Vor Nischapur in Persien (i. J. 1221) wurden an Ort und Stelle 3000 Ballisten, 300 Katapulten, 700 Maschinen zum Schleudern von Töpfen mit brennendem Naphtha, 4000 Sturmleitern und 2500 Haufen von steinernen Geschützkugeln hergestellt. Auch bedienten sie sich zur Einschüchterung der Feinde mancherlei Künste, wie das plötzliche Emporheben eines gräßlichen Hauptes, das Flammen spie. Daß sie „Donnerwagen“ besaßen und eine Art Schießpulver kannten, ist wahrscheinlich, Andeutungen davon finden sich schon in der

Bibel. So erschienen sie den abendländischen Völkern als höllische Zauberer, und dieser Ruf der Ostasiaten, dem schon der Gote Jordanes im 5. Jahrhundert Ausdruck gibt, erneuerte sich bei den Russen des 20. Jahrhunderts und beweist die größere Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse in der ostasiatischen Masse im Vergleich zu manchem europäischen Volke.

Als Zeit für Eröffnung ihrer Feldzüge galten den Turaniern Herbst und Winter. Ihre Rosse und Krieger waren dann ausgeruht und die Scheuern des Feindes gefüllt, und obwohl sie oft über breite Ströme (Dnjepr, Amu Darja u. a.) setzten, an den Schwänzen ihrer Pferde sich haltend und Vorrat, Kleidung, Waffen in Ledersäcken bergend, so war ihnen die allgemeine Naturbrücke des Eises noch weit lieber, da sie ihre Ordnung dann nicht aufzulösen brauchten und wie auf der Steppe manövrierten. Im Sommer zogen sie mit Vorliebe auf der Hochfläche zwischen zwei Flußtälern, lagerten in Verstecken der kleinen Nebentäler und suchten sich lautlos dem Feinde zu nähern. Lagerfeuer duldeten sie nicht. Vor der Grenze rasteten sie in möglichster Verborgenheit einige Tage und trafen die letzten Vorbereitungen. In Feindesland angekommen, ließen sie dann einen bemerkenswerten Wechsel eintreten zwischen Rast und höchster Anspannung, zwischen netzförmiger Ausbreitung und vollkommenster Zusammenfassung. Gestattete es die Lage, so marschierten sie mit öfteren Pausen, um nur stets ausgeruht zum Gefechte zu gelangen. Entkräftete Rosse wurden zurückgeschickt. War der Feind noch ferne, so schwärmten sie in Menge aus; wenn er sich aber näherte, so kehrten die entsendeten Abteilungen mit rasender Schnelligkeit zurück. Das setzt ein sehr ausgebildetes System von Kundschaft und Befehlsgebung voraus. Und in der Tat waren die Abendländer stets überrascht durch das sichere Wissen und Unterrichtetsein ihrer Gegner über den Kriegsschauplatz und den Gang der Ereignisse. Streifscharen ritten auf allen Seiten, vorn, im Rücken, auf den Flanken. Alles geschah systematisch und gewissermaßen mathematisch. Schritten sie beispielsweise nach Besiegung des feindlichen Hauptheeres zur Ausplünderung eines Landes, so bildeten sie Sterne: von einigen geographisch gut gewählten Mittelpunkten entsandten sie strahlenförmig Haufen von tausend Mann. Diese warfen sich auf die Dörfer, trieben Pferde, Vieh und Gefangene fort, töteten die anderen und zündeten die Ortschaften an. Dann wurden neue Flügel ausgeworfen, bis das Land „ausgefischt“ war. Die letzteren Bewegungen

geschahen nur im Schritt, um auf Angriffe gefaßt zu sein; bei solchen Raubzügen vermieden sie größere Gefechte. Die Beute ward erst zu Hause geteilt. Niemals kehrten sie auf demselben Wege zurück. Dem Nomaden liegt die Einigkeit im Blute wie den Ackerbauern die Zerstreuung. Durch dies Zusammenballen, durch eiserne Manneszucht und bessere Organisation ragten die Turanier hervor. Ihre großen Heerführer leiteten kaltblütig die Schlacht aus der Ferne, während sogar in der Lechfeld-Schlacht König Otto als Streiter in die Reihen der Ungarn sprengte, dadurch die Seele des Heeres dem Zufall preisgebend. Ein Hauptgrundsatz war die Zurückbehaltung starker Reserven. Die Garde und die schwere Reiterei gaben in den Gefechten meist den Ausschlag. Wie sehr die Truppen in der Hand des Führers lagen, zeigt die Lechfeld-Schlacht, wo in der Nacht die Hälfte des ungarischen Heeres zweimal den Lech übersetzte und dadurch in den Rücken der Deutschen gelangte, eine Operation, die selbst heute noch sich nicht alle Heere erlauben dürften.

Ihre Heere waren nicht so unermeßlich, wie die Chroniken berichten. Schon Ernährungsrücksichten für Mann und Pferde verboten es. Aber ihre unbegreifliche Schnelligkeit und List ließ ihre Zahl größer erscheinen. Ein besonders hervorstechender Charakterzug ist List. Auch ihre Kriegführung ist (fast im Sinne von Clausewitz) „fortgesetzte Politik". Obwohl völlig kaltherzig und im höchsten Grade gewalttätig, erstreben sie ihr Ziel nicht bloß durch Tapferkeit und vollen Einsatz des Lebens, nicht bloß durch eiserne Mannszucht und starke Organisation, sondern besonders auch durch Irreführung, Täuschung, Schrecknis, Treulosigkeit und Verrat. Von Romanen werden sie dabei leicht durchschaut, da deren größte Führer wie Marius, Cäsar und Napoleon jenen Künsten selbst nicht fern standen. Dagegen waren die Deutschen vermöge ihrer Uneinigkeit, aber auch vermöge ihrer Gutgläubigkeit und Hochhaltung der Ehrengesetze gar oft das Opfer ihrer Listen. Die feierliche Kriegserklärung, die Herausforderung zur Schlacht, als dem Gottesgericht, die Vereinbarung über Schlachtfeld und Stunde, das Einhalten des gegebenen Wortes — all das kennen die Mongolen nicht, und das hat schon Ammianus Marcellinus im 4. Jahrhundert beobachtet.

Rühmlich hervorzuheben ist der Stolz der Turanier auf ihr Volkstum. Die Geschichte hat davon ein merkwürdiges Zeugnis aufbewahrt. Als Attila in Mailand eingezogen war, sah er dort einen der vielen prahlerischen Römersteine, worin der Sieg eines römischen Kaisers über

„Barbaren" dargestellt war. Sofort ließ er den Stein durch einen anderen ersetzen, wo ein Hunnenkönig erscheint, vor welchem demütig herankommende Römer mit Gold gefüllte Gefäße als Tribut ausschütten. Wann hätte jemals einer der vielen deutschen Kaiser, die nach Italien zogen, sich durch jene Steine beleidigt gefühlt? Persönliche Verletzungen hätten sie gerächt, aber für Beleidigungen ihres Volkes waren sie unempfindlich. Das Nationalgefühl der Turanier sucht man vergeblich als „Herdensinn" zu verkleinern; es ist jedoch kein allgemein turanisches, sondern ein Stammgefühl der einzelnen Horde, wie denn Mongolen unter einander die schlimmsten Feinde waren: so hat Timur der Lahme die Türken um ein Jahrhundert von Byzanz zurückgeworfen und, indem er die Goldene Horde von Kiptschak niederwarf, ist er der Befreier Rußlands geworden (im Jahre 1395).

Schlächter im größten Stile — Dschingiskhan allein soll sechs Millionen Menschen umgebracht haben —, zeigten die Mongolenfürsten, wenn der Sieg erfochten war und das Land ihnen gefiel, auch mildere Seiten. Verständnis hatten sie für wirtschaftliche Dinge, ohne welche der Krieg in der Luft schwebt. Sie sicherten die Straßen der Kaufleute, eröffneten Märkte, sorgten für Rechtspflege und begünstigten Handel und Gewerbe, auch darin ihre Vertrautheit mit chinesischer Kultur verratend.

Wie Falken vom Baume, so blickten sie von ihrer hochasiatischen Warte auf die ringsum liegenden Lande herab, um, wenn ihnen ein tüchtiger Führer erstand und die Weltlage günstig war, bald auf China, bald auf Indien, bald auf Persien, bald auf Rußland mit dessen Anhängsel Europa herabzustürzen. Vor Dschingiskhan floh ein persischer Prinz auf die Wellen des Kaspi-See und ein König von Ungarn auf die Inseln Dalmatiens. Seine Scharen eroberten Java und richteten Angriffe auf Japan und Europa. Dschingiskhan drohte, er werde die Völker der Erde um sich drehen wie die Speichen einer Mühle, und er hat einen guten Teil seines Wortes erfüllt. Die Mongolen leisteten Großes in seiner Hand. Die Einsamkeit verleiht den Gedanken dieser Nomaden starke Konzentration. Ihre Erinnerung, unzerstreut durch Kleinigkeiten, halten das Wesentliche fest. Der Reisende Vambéry, der als Türke verkleidet war, wurde von einem Mongolen gefragt, ob er (Vambéry) doch nicht den Mongolen zürne, da sie den Türken ihren großen Sultan (Bajasid) erschlagen hätten? Das Erschlagen geschah am Anfang des 15., die Frage um die Hälfte des 19. Jahrhunderts! Das

sind lange Erinnerungen und weite Perspektiven! Sie gaben ihrem Vorgehen einen Zug von Größe und wilder Tatkraft, wodurch die Mongolen die Herzen der Völker erschütterten. Das Neue, Unerwartete, Gewaltige regte die Phantasie an. Das Epos des Persers Firdusi und unser Nibelungenlied verdanken ihr Entstehen den Anstößen der Mongolen. Fast besser als die arischen Geschichtschreiber und Staatsmänner haben, als echte Seher, die arischen Dichter erkannt, wie mächtig die Einwirkungen der Mongolen auf die Geschicke der Völker gewesen sind.

III.

Tief, sehr tief und weit tiefer, als im Bewußtsein der Gegenwart lebt, haben die Ostasiaten in die Geschichte eingegriffen, ja es bildet der uralte Widerstreit zwischen Iran und Turan, wenn man die Dinge aus der Vogelschau betrachtet, den Hauptinhalt dieser Geschichte. Für Europa aber erscheint der Gegensatz zwischen Iran und Turan als Kampf der Germanen gegen die Mongolen.

Die Basis der Mongolen ist Hochasien, der Germanen Deutschland-Skandinavien. Den Kampfpreis bilden die großen Fruchtebenen des Ostens, also Rußland und die unteren Donaulande, und der anthropologische Niederschlag aller dieser, teils bekannten, teils unbekannten (weil in die vorgeschichtliche Zeit zurückreichenden) Kämpfe mit ihren Eroberungen, Siegen, Niederlagen, Unterjochungen und Reichsbildungen, sowie mit den daraus entsprungenen Verbindungen und Mischungen sind die vielgestaltigen Stämme der Slaven, für welche Tatsache die auf diesem Gebiete wie halbzernagte Inseln im Ozean liegenden Ueberreste von echten Turaniern und deutliche Spuren von Germanen den Beweis liefern. Diese Mischlande reichen auf Deutschen Boden hinein. Der politische Niederschlag aber für die Gegenwart sind die bestehenden Oststaaten, Rußland, Ungarn, Türkei und Rumänien, in denen allen, trotz starker turanischer Beimischung (mit Ausnahme der Türken) das westliche, christlich-germanische Element zur Vorherrschaft gelangte.

Die Angriffe gingen meist von den Turaniern aus. Sie brechen aus ihren Steppen wie Wirbelwinde hervor, und ihre Stöße sind kraftvoll und wirkungsvoll; in manchen Fällen erringen sie auch Länder und Wohnsitze; in vielen Fällen jedoch, da ihre Erfolge meist auf Einzelpersonen beruhen, erlahmt der Stoß, und dann fluten die Nomaden so schnell wie sie kamen, nach Asien zurück. Die Germanen

dagegen, als Landbauer geographisch zerstreut, werden oft beim ersten Angriffe über den Haufen geworfen, sammeln sich jedoch, dringen dann vor und gewinnen langsam die verlorenen Lande wieder, erobern auch mehr oder weniger große Teile der strittigen Ebenen, jedoch tun sie dies mehr in kleineren oder vereinzelten Gruppen, nicht als Nationen, wodurch ihren Erfolgen die Größe, und ihren Schöpfungen vollkommene Sicherheit abgehen.

Von den Anstürmen der Turanier war, abgesehen von den Hunnenkriegen, der Mongolensturm des 13. Jahrhunderts für Europa am gefährlichsten, weshalb wir einen raschen Blick darauf werfen.

Nach großen Siegen in China, Mittelasien und Rußland verfügte Dschingiskhan eine Art Verteilung der Erde an seine Söhne; dem ältesten übergab er alles Land nördlich vom Kaspisee „soweit die Pferde der Mongolen nur gehen können" (Europa). Somit beschloß er den Krieg gegen unseren Erdteil und bestimmte für dessen Eroberung eine Zeit von 18 Jahren. Doch der Tod rief ihn ab, und erst unter seinem Enkel Oktai kam der Plan zu teilweiser Ausführung. Oktai Khan sandte vorerst zwei Heere aus, das eine unter Kujuk Khan gegen Polen und Schlesien, das andere unter Batu Khan gegen Ungarn. Nachdem er Krakau erobert und Polen verheert hatte, brach Kujuk Khan in Schlesien ein und kämpfte in der berühmten Schlacht auf der Wahlstatt bei Liegnitz (1241) mit dem Herzog Heinrich von Niederschlesien, welchem sich Ritter des deutschen Ordens, deutsche Bürger und Bergknappen, sowie polnische Truppen angeschlossen hatten. Die Mongolen behaupteten die Wahlstatt, da alle deutschen Streiter erschlagen waren. Aber es war einer jener Siege, welche den Sieger erschüttern. Schon Breslau hatten die Mongolen zwar verbrennen, aber nicht einnehmen können. Ebenso wenig Liegnitz oder Goldberg. Kujuk Khan konnte sich des tiefen Eindrucks nicht erwehren. Er erkannte, daß bei weiterem Eindringen nach Deutschland eine Aufgabe seiner harre, welcher er nicht gewachsen war. Das Weitere dem noch in Rußland stehenden Hauptheere anheim gebend, ließ er unter Lobessprüchen der Mongolen auf die deutsche Tapferkeit von den „eisernen Männern" ab und wandte sich durch Mähren nach Ungarn, wo er sich mit Batu Khan vereinigte. Das ungarische Heer erlitt am Sajo eine vernichtende Niederlage. Allein auch hier traten den Mongolen die gefürchteten Eisenritter entgegen. Herzog Friedrich von Oesterreich, der letzte Babenberger, war es, der sie wiederholt schlug und zurückscheuchte, nachdem sie bis Wiener

Neustadt vorgedrungen waren. Der größere Teil von Ungarn blieb jedoch in der Gewalt der Mongolen. Sie teilten Ungarn in hundert Gaue, setzten in jedem Gau einen Mongolen als Grafen ein und organisierten das an Hilfsmitteln so reiche Land als Basis für den künftigen Krieg gegen Deutschland. Inzwischen starb Oktai, in Hochasien brachen Unruhen aus und der geplante große Heereszug unterblieb.

Es ist die Frage aufgeworfen worden, ob den Mongolen bei Fortsetzung des Krieges die Unterjochung Europas gelungen wäre? Nicht nur russische Generale wie Fürst Galitzin, sondern auch gute Kenner wie Schiemann und Historiker wie Ranke sind geneigt, diese Frage zu bejahen. Man kann jedoch manches gegen diese Ansicht vorbringen. Waren die Mongolen bei den Kämpfen in Polen, Schlesien und Ungarn nicht alle vereinigt, so waren es die Deutschen noch viel weniger. Kaum ein Zehntteil ihrer Krieger wird zu Felde gestanden sein. Trotz seiner elenden politischen Zustände hätte sich Deutschland doch vielleicht ermannt. Die Probe ist nicht gemacht worden, und so mag immerhin die durch die Streiter von Liegnitz und Wiener-Neustadt gewonnene Pause Europa vor mongolischer Verwüstung gerettet haben.

Auch anderen Turaniern blieb die Schwerkraft der deutschen Rasse unverborgen. Wie die Mongolen wußten auch die Türken recht gut, daß sie, im Jahre 1529 die deutsche Grenze auf dem Zuge gegen Wien überschreitend, mit einem neuen, starken Feinde zu tun hätten; sie empfanden, wie Ranke berichtet, „daß hier ein tapferes, religiöses, von den Elementen der Kultur durchdrungenes, in seinen Wohnsitzen wohleingerichtetes Volk wohne".

Immer aber wählten die Mongolen von Attila bis Kujuk Khan und Kara Mustafa das Land Ungarn als Angriffspunkt gegen Europa. Hier richteten sie sich ein und ergänzten ihren Bedarf an Rossen. Mongolen und Türken konnten sich überdies an ein zwar christlich gewordenes und mit germanischen und slavischen Bestandteilen gemischtes, doch stammverwandtes Volk anlehnen, das sich, nach versuchtem vergeblichen Widerstand, den Eroberern fügte und nur allzu häufig — in der Türkenzeit — auf der Seite der Gegner kämpfte. Von Ungarn versuchten dann die Turanier, die Donau herauf in das Herz von Europa den Stoß zu führen.

Auf den Deutschen lag die ungeheure Last der Abwehr. An Deutschland brachen sich die Stürme Asiens.

Germanische Westgoten, deutsche Saalfranken mit Resten des römischen Heeres schlugen den furchtbaren Attila an der Marne (451); Karl der Hammer mit seinen damals noch ganz deutschen Franken, verstärkt durch zahlreiche Bundesgenossen aus dem eigentlichen Deutschland, trieb bei Tours und Poitiers (732) die über Spanien bis zur Loire vorgedrungenen Asiaten-Afrikaner über die Pyrenäen zurück; Karl der Große vernichtete (um 800) das kriegsmäßig stark organisierte Reich der Avaren, welche die eigentlichen Zerstörer der griechisch-römischen Kultur der Balkanländer waren und mehr wie zweihundert Jahre lang von der Enns bis zur Kaspisee ihr wildes Wesen trieben; die Magyaren, deren Raubzüge bis nach Italien und Spanien reichten, erlagen bei Merseburg und in der Lechfeldschlacht (955), und die Angriffe der Türken, vor denen das für uneinnehmbar gehaltene Byzanz gefallen war, scheiterten zweimal (1529 und 1683) an den schwachen Basteien des deutschen Wien und dessen deutsch-polnischem Entsatzheer, wie denn auch die grimmigen Schlachten bei St. Gotthard an der Raab, Zenta, Peterwardein und Belgrad von Deutschen geschlagen wurden — selbstverständlich immer die Deutschen in Oesterreich, welchen der erste Angriff galt und welchen die Leitung zufiel, darunter mit verstanden. Ueberblickt man diese lange Kette von Kämpfen, Schlachten und Siegen, so tritt die ruhmvolle aber auch leidvolle Rolle, welche die Deutschen in der Geschichte Europas gespielt, in die rechte Beleuchtung. Nimmt man das Erscheinen der Hunnen (452) als Beginn und den Rückzug der Türken von Wien (1683) als Ende dieser Angriffe, so ergibt sich, daß, mit Pausen, nicht weniger als 1232 Jahre lang das deutsche Volk der Verteidiger Europas gegen die stets wiederholten Einbrüche der Asiaten und besonders der Turanier gewesen ist.

Welches andere Volk hat eine ähnliche Aufgabe durchgeführt? Und wird etwa diese Leistung anerkannt und nach Gebühr geschätzt? Zur Beantwortung dieser Frage genügt es, auf die sehr verschiedene Beurteilung hinzuweisen, welche der Sieg der Hellenen über die Perser und die Siege der Deutschen über die Asiaten in den europäischen Geschichtsbüchern gefunden haben. Welche Verherrlichung dort, welche kühle Zurückhaltung hier! Freilich ist nicht zu vergessen, daß die Griechen, und zwar allein, die Geschichte ihrer Taten schrieben, während die Abwertung der deutschen Taten von fremden, nicht immer günstig gestimmten Völkern besorgt wurde, und gleichzeitig die

Deutschen selbst sich oft durch Parteigeist die Freude an dem Ruhme ihrer Väter verkümmern lassen.

Wenn aber die anderen Völker die Erfolge der Deutschen nicht recht anerkennen und womöglich verschweigen, so hat das noch einen anderen Grund. Es erklärt sich aus der ganz verschiedenen Wirkung, welche durch die Angriffe der Turanier auf die einzelnen Völker und Staaten Europas entstand, und aus der ganz verschiedenen Stellung, welche infolgedessen sie zu diesen Angriffen einnahmen.

Die Franzosen waren wiederholt Bundesgenossen der Turanier. Schon Franz I. stand im Bunde mit Soliman dem Prächtigen. Eine türkisch-französische Flotte beschoß und plünderte damals Nizza. Nur als eine kurze Episode stellt die Teilnahme französischer Krieger auf kaiserlicher Seite an der Schlacht bei St. Gotthard an der Raab (1664) sich dar, wo Montecuculi die Türken schlug. Dagegen bediente sich Ludwig XIV. wiederum der Türken, um bei seinen Angriffen auf das westliche Deutschland die deutschen Kräfte im Osten zu fesseln. Bei dem Entsatze von Wien fand man im Zelte Kara Mustafas geheime Briefe Ludwigs. Die Eroberung von Straßburg im Jahre 1681 und die Belagerung von Wien im Jahre 1683 stehen in unmittelbarstem Zusammenhang. Was wäre geschehen, wenn, wie Straßburg im Westen, so Wien im Osten, gefallen wäre? Ungarn, Polen, Böhmen wären unter türkische Herrschaft gekommen, und ob dann der Rest Europas noch der Macht der Türken gewachsen war, steht sehr dahin.

Was England betrifft, so erzählen englische Geschichtschreiber, daß im 13. Jahrhundert der durch den Mongolensturm auf Schlesien hervorgerufene Schrecken den Heringsfang, allerdings ein Hauptmittel der Ernährung in damaliger Zeit, gestört habe. Nun, in Deutschland sind durch die Turanier noch ganz andere Dinge gestört worden als ein einzelner Wirtschaftszweig! Engländer haben niemals, weder gegen Mongolen, noch gegen Türken gekämpft. Im Gegensatz zu dem unglücklichen Deutschland konnte Großbritannien in verhältnismäßiger Ruhe seine Verfassung ausbauen und seine produktiven Kräfte entwickeln. Durch Deutschland gegen die kriegerische Hälfte Asiens gedeckt, wendeten sich die Engländer der angenehmeren Aufgabe zu, die friedliche Hälfte Asiens, Indien, zur See zu erobern, und dort im Osten als Nachfolger der Mongolenkaiser aufzutreten, deren Stammgenossen im Westen, an der Donau, die europäischen Mitwerber der Engländer in Schach hielten.

Schon damals hat sich Großbritannien, auf seine Inselslage bauend, sehr wenig um Europa gekümmert. Nun, das war sein Recht, aber unser Recht ist es auch, diese Tatsache sicher zu stellen und die notwendigen Schlüsse daraus zu ziehen. Das Ergebnis ist: während durch die Angriffe der Turanier auf die deutsche Ostgrenze die Eroberungen der Franzosen an der Westgrenze Deutschlands ermöglicht und der Vorsprung der Engländer in Handel, Schiffahrt, Industrie und Kolonialbesitz mitbegründet wurde, haben die Deutschen durch den langen Grenzdienst und die sich immer wiederholende Blutarbeit schwer gelitten, sie erschöpften sich finanziell, ihre Fluren wurden verheert und innere und äußere Feinde nutzten die gebotene Gelegenheit.

So haben die Angriffe der Asiaten auf das tiefste in die ganze Kultur und Politik Europas eingegriffen.

IV.

Wer die früheren Ausführungen so verstanden hätte, als ob wir neue kriegerische Stürme der Turanier erwarteten, der befände sich im Irrtum. Nein, wir hören es nicht, das Stampfen der Steppenrosse, und nicht mehr brauchen die europäischen Frauen, wie einst, vor den schlitzäugigen Nomaden des Ostens zu erzittern. Aber gleichwohl wäre es nicht gut, jene alten Vorgänge zu vergessen. Obwohl auf der anderen Seite der Erdkugel liegend, hat Ostasien, wie wir sahen, das kleine Europa wiederholt überschattet und dauernd unter seinem Drucke gehalten. Diese starke Einwirkung gilt jedoch nicht nur von Krieg und Politik, sondern es ließen sich auch auf dem Felde der Technik und Erfindungen sowie besonders der Religionsgeschichte (Buddha, Confucius) starke, von Ostasien ausgehende Beziehungen nachweisen. Und hier dürfte die Bilanz zugunsten von Ostasien manchen guten Posten ausweisen.

Uns war es jedoch vorzugsweise darum zu tun, an die alte, über Betrachtung der friedlichen Länder Indien und China fast vergessene Kriegstüchtigkeit der Asiaten und besonders der Mongolen zu mahnen. Dadurch werden die Erfolge der Japaner unserem Gedankenkreise näher gerückt. So verschieden die Zeiten des 13. und des 20. Jahrhunderts sind, und so sehr sich auch die japanischen Fußgänger von den mongolischen Centauren unterscheiden, so ist ihnen doch eines gemein — die mongolische Rasse. Und indem wir auf die alten Turanierkämpfe einen Blick warfen, glaubten wir zwischen diesen und der neuesten Kriegführung der Ja-

paner manche Aehnlichkeit zu bemerken. Dahin wäre zu rechnen: die besondere Eignung beider Völker zum Massenkampfe im Gegensatze zum Arier, welcher, sich selbst überlassen, auch heute noch den Zweikampf und den Kampf mit blanker Waffe vorzieht. Im Zusammenhange damit steht die geringere Wertschätzung des menschlichen Lebens, auch des eigenen, sowie der unbedingte Gehorsam gegenüber den Vorgesetzten, wodurch die so häufigen Eifersüchteleien seltener sind als bei den überwiegend persönlich fühlenden und denkenden Ariern. Zu den gemeinsamen mongolischen Eigenschaften scheint auch die Mäßigkeit zu gehören; ohne sie wären die weiten, blitzschnellen Züge der Turanier nicht möglich gewesen; Dschingiskhan war es, der in einem Notfalle seinen Leuten gefallenes Vieh als Nahrung empfahl, und er tat dies, bezeichnend genug, mit dem naturwissenschaftlich unanfechtbaren Satze, „daß in der Natur alles rein sei".

Starke Zugabe von List mag ferner eine gemeinsame Uebung aller Mongolen sein: Ausspähen und Beschleichen des Gegners, Finten, Scheinkämpfe, Ueberfälle, ausgezeichneter Nachrichtendienst. Im Kampfe von unzweifelhafter Tapferkeit, wissen sie doch das Blut zu sparen und stellen gern mechanische Kräfte in ihren Dienst: die Mongolen Bogen und Pfeil, Donnerwagen und Schleudermaschine, die Japaner Artillerie, Torpedos, Funkenberichte. Ein hervorragendes mathematisches und technisches Geschick ist in dem Vorgehen beider Völker wahrnehmbar. Den alten Europäern erschienen die Turanier als eine Art von Zauberer; die Japaner haben die so schwierig zu handhabende Maschinerie der modernen Marine zur Bewunderung der erfahrensten europäischen Seevölker rasch und sicher bewältigt, wenn sie auch ganz von Europa herübergenommen ist. Alles in allem bei beiden Völkern: kalte, klare und scharfe Berechnung in Politik und Kriegführung, strenge Planmäßigkeit ohne Pedanterie, feste Grundsätze bei geschickter Anpassung an den Bedarf des einzelnen Falles, genaueste Durchführung des als richtig Erkannten, höchste Zielstrebigkeit, unbedingte Geltung des Zweckbegriffs.

Wenn wir somit die Japaner rassenmäßig und geschichtlich betrachten, wird uns manches von ihren Erfolgen erklärlicher. Dazu kommt aber noch ein anderes: der europäische Hochmut, der uns von der richtigen Schätzung der Japaner abrückte. Nur die Engländer scheinen dabei einer besseren Erkenntnis gefolgt zu sein. Was jedoch uns Deutsche betrifft, so hatten wir vor dem Kriege noch nicht die richtige Kategorie für die Seele des Japaners ge-

funden. Es mußte daher der einem ganz anderen Kulturkreise angehörende Japaner uns unebenbürtig erscheinen, und wenn er nun dennoch im Kriege der Neuzeit, welcher die letzte und höchste Volksprüfung ist, sich als durchaus leistungsfähig zeigte, so waren wir überrascht, glaubten an eine bloß äußerliche Nachahmung und erwarteten, daß der kecke Doppelgänger und Eindringling in die gute, alte europäische Gesellschaft bei der nächsten unvorhergesehenen Wendung des Weges straucheln werde. Das ist aber bis jetzt nicht geschehen, und es sind bis jetzt auch keine Anzeichen dafür sichtbar, daß es sobald geschehen werde.

Man hatte eben zwei Dinge vergessen. Das eine ist, daß die Japaner zwar einem *anderen* Kulturkreise angehören wie wir, daß aber dieser Kulturkreis ein *älter* sei, ja wohl ein *älterer* als der unserige; das zweite, daß auch das schwierigere Werk den Japanern gelungen ist, beide Kulturkreise zu einer gewissen Verschmelzung zu bringen. Es mag diese Verschmelzung auch heute noch recht unvollständig sein. Sie wird noch Rückschläge erleiden. Es werden mit dem Guten, das die europäische Kultur bietet, auch europäische Uebel nach Japan einziehen. Der Japaner sei leichtsinnig und soll mehr Eitelkeit als Stolz besitzen; im Geschäftsleben gilt er, in geradem Gegensatze zum Chinesen, für unverläßlich. Das Familienleben liege noch im argen und insbesondere sei die Stellung der Frau eine untergeordnete und falsche. Das mag nun mehr oder weniger richtig sein. Aber vor unseren Augen haben wir auch die Japaner treffliche Leistungen vollbringen sehen. Von Leichtfertigkeit zeugt nicht die ungeheure Kulturarbeit, womit seit 1867 die Japaner sich an die Seite der gebildeteren Völker geschwungen haben; von Unverläßlichkeit nicht das Klappen aller Vorbereitungen zum Kriege von 1904 und aller Einzelheiten der Kriegführung, besonders der schwierigen Kriegführung zur See. Und wenn die nationale Eitelkeit solche Früchte zeitigt wie die Tatsache, daß im Jahre 1867 die vier großen Magnaten (Daimios) des Landes den Kaiser baten, ihm (dem Kaiser) ihre Fürstentümer zurückstellen zu dürfen, um der Zersplitterung und Kleinstaaterei ein Ende zu machen, so wird mancher Geschichtskundige bedauern, daß solche „Eitelkeit" in Europa seit ältester Zeit eine so seltene Pflanze war!

Japan ist unzweifelhaft noch im Werden begriffen, aber die überwiegende Ansicht in Europa und Amerika geht dahin, daß der Japaner die interessanteste Erscheinung auf der Weltbühne der Gegenwart sei.

Seine Herkunft ist noch dunkel. „Japan" — so sagt Graf Gobineau —, „dieser so wenig bekannte Winkel der Welt, weit geheimnisvoller als sein chinesisches Vorbild, birgt die Lösung der bedeutsamsten Fragen der Völkerkunde." Wie manche glauben, sind zu dem unzweifelhaft mongolischen Grundstocke — das Wort mongolisch im weiteren Sinne genommen — Malayen hinzugetreten und haben dadurch dem Volksstamm eine größere Geschmeidigkeit, eine mehr südliche Feinheit beigemischt. Aber wenn Gobineau sagt: „Es bestehen einige weiße Bestandteile in den oberen Klassen der japanischen Gesellschaft," so läßt sich jetzt, da wir den Japaner besser kennen gelernt, für diese vor einem Menschenalter nur vorsichtig sich hervorwagende Ansicht manches Betätigende vorbringen. So gut im 16. Jahrhundert Kosaken und im 19. Jahrhundert Russen, dem Laufe des Amur folgend, nach der Mandschurei kamen, so gut können auch nordeuropäische Abenteurer, die ja in geschichtlicher Zeit Grönland besiedelten, die Küste von Labrador anliefen und in Afrika ein Reich stifteten, in vorgeschichtlicher Zeit nach Ostasien gewandert sein. Wir finden in Japan die Niederlassung nach Geschlechtsverbänden, das eigentümliche Gau- und Landsmannswesen und die Gefolgschaft. Es berührt denn doch sehr seltsam, wenn ein Shintopriester bei einer Leichenfeier im Jahre 1904 den toten Kriegern nachruft: „Eure Heldentaten sind in erster Reihe den Tugenden des Kaisers beizumessen," — wer denkt da nicht an die Worte des Tacitus in der Germania aus dem 1. Jahrhundert, „daß die Gefolgsleute eidlich verpflichtet sind, die eigenen Taten dem Führer anzurechnen?" Auf nordische Herkunft aber deutet insbesondere der Kriegerstand der Samurai oder Kolo. Von ihm heißt es, „das Schwert ist die Seele des Samurai". Dieser Stand ist der Träger des Ehrbegriffes, welcher weder mongolisch, noch malayisch, noch assyrisch, sondern nordeuropäisch-germanisch ist und sich vom Ritterstande über die leitenden Klassen der Insel verbreitet und dort das tiefe leidenschaftliche Gefühl für Ehre, allerdings mehr für Landesehre, geschaffen hat. Der japanische Ehrbegriff mag einige fremdartige Zutaten empfangen haben — im Grunde ist er dem unserigen nahe verwandt, mit Treue und Todesverachtung verbunden, bildet er die beste und sicherste Grundlage der Staaten.

Daß er in Japan in so hohem Grade bestehe, war nicht bekannt, und wenn er erhalten bleibt und nicht in Chinesentum und sozialistischem Getümmel untergeht, verheißt er den Japanern eine große Zukunft. Hier liegt auch das

Verbindungsglied, wodurch dem östlichen Inselvolke die Aufnahme des europäischen Völkerrechts erleichtert wurde, denn aus dem Mongolentum, das hat unsere frühere Betrachtung gezeigt, war ein Recht im Kriege, ein Recht auch dem Feinde gegenüber, nicht zu schöpfen. Das Ehrgefühl in Verbindung mit dem Ahnenkult scheint bei dem Japaner jene Todesverachtung zu erzeugen, die bei anderen Völkern mehr aus dem Glauben an Unsterblichkeit fließt. „Was uns die Schlachten am Jalu, in Korea und der Mandschurei gewinnen ließ" — sagt D. Nitobe —, „waren die Geister unserer Väter, unserer kriegerischen Vorfahren, die unsere Hand führten und in unseren Herzen leben." Unsterblichkeit des Ruhmes gewinnt man, indem man sich dem Lande (Dai Nippon , Großjapan) opfert, und der Gipfel des Ruhmes wird erreicht durch Versetzung unter die Heroen, wobei, wie man sieht, Ehre und Religion sich zu schönem, uraltem, bei uns leider vergessenen Bunde vermählen. So hat sich das Gesamtgefühl des Nomadenschwarmes mit dem ritterlichen Ehrgefühle der Samurai vereinigt und im Japaner einen starken kriegerischen und politischen Faktor zukünftiger Geschichte hervorgebracht.

V.

Erst im Jahre 1855 wurde Japan dem europäischen Handel erschlossen. Erst damals trat es in engere Beziehungen zu unserem Weltteile und begann sich europäisch einzurichten. Wenn man nun gesehen hat, wie nicht ganz fünfzig Jahre danach dasselbe Japan die gefürchtetste Militärmacht Europas — allerdings unter besonderen Umständen — geschlagen hat, so liegt darin der Beweis für eine wahrhaft außerordentliche geleistete Arbeit. Damit ist der Eintritt des Landes in die große Politik der Welt in glänzender Weise vollzogen.

Immerhin hat der Krieg mit Rußland noch nicht sein Ende erreicht. Gesetzt aber auch, daß der Krieg auch ferner im gleichen, für Japan günstigen Sinne verlaufen sollte, so werden noch außerordentliche Schwierigkeiten zu überwinden sein, bevor das östliche Inselreich die Früchte seiner Siege unter Dach und Fach gebracht haben wird. Große Siege — das hat das Beispiel des Deutschen Reiches gezeigt — bringen viel Ehre, aber sie erwecken auch viel Neid, Eifersucht und Feindschaft, wodurch im Laufe der Zeit die Erfolge wieder geschmälert werden. Schon sind an Ostasiens Küste zu viele europäische und amerikanische Interessen gebunden, als daß dort den Japanern freie Hand

gelassen würde. Es war ein Akt von verzweifelter Kühnheit, als Japan in dies Wespennest hineingriff. Es suchte sich zwar durch das Bündnis mit Großbritannien zu decken, aber Japan gerät dadurch auch in eine gewisse Abhängigkeit von England, und man weiß ja, wie letzteres — so lehrt die Geschichte — dank seiner vielen, verwickelten Interessen, allzu rasche und allzu entscheidende Siege seines Bundesgenossen nicht immer gern sieht und öfter auf halbem Wege vor Beendigung des Krieges für den Freund lau wird, den Feind schont und lockt oder gar einen Wechsel vollzieht.

Dies voraussehend, haben die Staatsmänner Japans bei einer Rückversicherung Halt gesucht — bei der großmongolischen, großbuddhistischen, kurz der ostasiatischen Idee. Und sie ist es, welche das Auftreten Japans zu einer Gefahr für Europa machen kann.

Bis heute mögen von dieser Idee erst Keime vorhanden sein, aber man darf nicht übersehen, daß der Boden, der sie aufnehmen soll, schon einigermaßen vorbereitet ist. Ostasien bildet einen alten, durch eine Anzahl wichtigster Belange verbundenen Kulturkreis. Japan selbst feiert das ehrwürdige China als Heimat seiner Bildung. Zu der Verwandtschaft der Rasse und Sprache kommen noch die überwiegend buddhistischen Anschauungen sowie gemeinsamen materiellen Interessen dieser Länder.

Was die mongolischen Nomaden betrifft, so lebt unter ihnen noch die Erinnerung an die alten turanischen Heerführer. Von ihnen erzählen die französischen Reisenden Huc und Gabet: „Seit einigen Jahrhunderten leben diese Stämme in tiefem Frieden und scheinen eben dadurch von ihrem kriegerischen Wesen verloren zu haben. Aber der Hang zu Abenteuern steckt noch in ihnen und das Andenken an ihren großen Khan Dschenkis (Dschingiskhan), der mit ihnen die halbe Welt eroberte, ist bei ihnen noch nicht erloschen. Er spielt eine große Rolle in ihren Sagen und Liedern und beschäftigt ihre Einbildungskraft.... Gleiches gilt von Timur, welchen sie anrufen: O göttlicher Timur! Wird deine große Seele bald wieder geboren werden? Kehre zurück, komme wieder, wir harren deiner, o Timur!" . . . Obwohl im Verhältnisse zu ihrem Flächeninhalt nur sehr dünn bevölkert, wäre die Mongolei doch immerhin imstande, ein furchtbares Heer ins Feld rücken zu lassen. Einer ihrer gefeierten Oberlamas brauchte nur zu winken, und alle Mongolen von den Grenzen Sibiriens bis nach Tibet würden sich wie ein Mann erheben und dahin

strömen, wohin ihr Heiliger sie wiese." So berichten Huc und Gabet aus dem Jahre 1855. Mit welchen Empfindungen mögen nun diese Völker, die in ihren Priestern (Lamas) eine gewisse Leitung und Organisation besitzen, den Siegen der Japaner gefolgt sein! Nun wurde kürzlich berichtet, daß im Altaigebiete an der russisch-chinesischen Grenze ein neuer Prophet aufgetreten sei, der sich für den Abgesandten ihres Kriegsgottes ausgebe. Er sei gekommen, sein Volk vom fremden Joche zu befreien. Die Mongolen hätten sich zu Tausenden um ihn versammelt. Nach späteren Nachrichten soll es den Russen gelungen sein, den Propheten, der sich auf ihr Gebiet gewagt, zu verhaften und die Gärung zu unterdrücken. Andrerseits schreibt der Reisende Kingswell von Versuchen der buddhistischen Priester in Urga, die Bewohner der nördlichen Mongolei gegen England wegen dessen jüngstem Zug nach Tibet aufzureizen. Im Zusammenhalt mit den oben erwähnten mongolischen Stimmungen und noch schlummernden, jedoch leicht zu erweckenden Leidenschaften könnten solche Zuckungen doch die Vorläufer ernsterer Ereignisse werden.

Ob die Meldungen alle richtig sind, die von einer amtlichen Förderung der ostasiatischen Idee durch Japan zu erzählen wissen, bleibe dahingestellt. Nicht recht wahrscheinlich erscheint eine Darlegung der „France Militaire", wonach sich der japanische Generalstab mit einem Plane zur Landung im französischen Indochina beschäftigt habe. Der französische Orientalist Ular behauptet bekanntlich, es bestehe ein von Japan ins Leben gerufener Geheimbund, um China, die Mongolei und Siam in das japanische Interesse zu ziehen. Unwahrscheinlich ist die Behauptung nicht; besteht jener Bund, so werden seine Wirkungen — in asiatischer Art — plötzlich und gewaltsam zutage treten.

Das stärkste Agitationsmittel zugunsten der „Ostasiatischen Idee" liegt jedoch ganz einfach in den wirtschaftlichen Belangen. China und Japan sind übervölkerte Länder. Japan mit seinen 46 Millionen Menschen ist dichter bevölkert als das Deutsche Reich und hat einen Geburtenüberschuß von ½ Million. Gleichwie China ist daher auch Japan von der Natur der Dinge darauf angewiesen, daß ein Teil seiner Bewohner, wie es die Europäer tun, sein Verdienst auswärts suche. Dabei stoßen nun Chinesen und Japaner auf den heftigen Widerstand der weißen Rasse, welche nicht dulden will, daß durch das Mitwerben der Ostasiaten ihr Lohn und ihre Lebenshaltung verkürzt werde. In unserer von wirtschaftlichen und sozialpoliti-

schen Gedanken durchtränkten Zeit ist dieser Gesichtspunkt von höchster Wichtigkeit, und er ist es, der gewaltige Kämpfe mit den Ostasiaten hervorrufen und insbesondere Feindschaft säen wird zwischen ihnen und den Angelsachsen. Dieser Gegensatz datiert nicht von heute. Schon vor fünfzig Jahren mußten sich die Chinesen, um gewaltsamen Angriffen der weißen Arbeiter zu entgehen, durch die Einöden Australens zu dessen Arbeitsmärkten hindurchstehlen. Heute sind sie gesetzlich von dort ausgeschlossen. Welchen Schwierigkeiten die Chinesen bei der Einwanderung in die Vereinigten Staaten begegnen, ist bekannt. Und ähnlich steht es in allen englischen Siedlungen. Die Weißen dürfen in Ostasien arbeiten, ja sie nehmen dort noch Privilegien für sich in Anspruch, aber verbieten den „Gelben" die Arbeitsgelegenheit im Lande der Weißen. Das machtlose China mußte solche Dinge dulden, etwas anders aber steht es um Japan. Letzteres hat gegen die Maßregelung seiner Angehörigen in Australien seinerzeit Verwahrung eingelegt, und es ist leicht einzusehen, daß ein durch Siegesbewußtsein gehobenes und gestärktes Japan jenes Unrecht nicht länger mehr ertragen wird.

Und hier besitzt denn auch Japan den Punkt, von welchem ausgehend es China in sein Interesse ziehen wird. Gleichgültig im Politischen, sind die Chinesen sehr empfindlich im Wirtschaftlichen. Macht sich nun in bezug auf die Einwanderungsverbote Japan zum Vorkämpfer Chinas, so ist die Grundlage zu einer gemeinsamen ostasiatischen Politik gegeben. Weigern sich die Weißen, die Gleichheit der Behandlung der Einwanderer zu gewähren, so würden die Japaner sofort antworten mit dem Rufe: „Dann auch Ostasien für die Ostasiaten!" Wenn nicht völlige Prohibition der Weißen und der weißen Waren, so doch Differentialzölle werden die Folge sein, und da dann wesentlich nur noch durch Landgewinn und Eroberung neuer Märkte die Industrie vermehrten Absatz finden kann, blickt man hier in eine tiefe Quelle von Verwicklungen und erbitterten Kriegen.

VI.

Wir müssen uns, bevor wir zum Schlusse unserer Ausführungen gelangen, zunächst eine Zwischenbemerkung erlauben. Sie betrifft die auswärtige Politik Englands.

Seit dem spanischen Erbfolgekrieg (Friede zu Utrecht, 1713) und besonders seit dem Sturze Napoleons I. ist England zur leitenden Macht in Europa geworden. Wir gehen soweit auf die englischen Anschauungen ein, daß wir nicht

von einer „Mission“ reden wollen. Also sprechen wir nur von ihrer auswärtigen Politik! Nun achten wir die Engländer als einzelne wie als Volk sehr hoch und erblicken in ihnen im ganzen noch immer die erste Nation. Aber ihre auswärtige Politik? Nun, diese steht noch ganz auf dem Standpunkte des 18. und 19. Jahrhunderts, da die Völker des Festlandes durch gegenseitige Entzweiung mit geringer Beihilfe Englands stets den Absichten und Interessen des letzteren zum Siege verhalfen. Nur gegenüber den Nordamerikanern machen die Engländer eine Ausnahme, und auch das erst seit Niederwerfung der Südstaaten im Sezessionskriege. Aber sonst? Kennt England mit anderen Völkern ein gemeinsames Interesse? Ein Interesse Europas? Der Kulturwelt? Der weißen Rasse, die jetzt durch die Ereignisse in Ostasien auf ihre Zusammengehörigkeit hingewiesen wird? Die sogenannte „Negerbefreiung“ in Amerika und die Bewaffnung der Kaffern im Burenkriege gestatten keine bejahende Beantwortung dieser Fragen. Und wenn man sich entsinnt, daß England im Jahre 1894, einseitig plötzlich und ganz als politischen Schachzug gedacht, die Konsulargerichtsbarkeit in Japan fallen ließ und durch den Bündnisvertrag vom 30. Januar 1902 in bestimmter, feindlicher Absicht Japan in die Reihe der christlichen Kulturstaaten einführte, so sieht man, daß die Politik Großbritanniens nacheinander Schwarze, Braune und Gelbe gegen Weiße ins Feld zog. Wer zum Mißtrauen neigt, könnte fast auf den Gedanken kommen, es wolle England mit tiefer Berechnung die Zerreibung der außerenglischen Weißen und ihre völlige Durchmischung mit niedriger stehenden Elementen bewirken, um dann als einzig echter Vertreter der herrschenden Rasse auf seiner Insel zu thronen.

Aber auch wenn man nicht so weit geht, bemerkt man notgedrungen den Gegensatz, in welchen sich durch Begünstigung und Benützung fremder Rassen das englische Mutterland mit seinen Siedlungen befindet. Während Australien die Einwanderung der Chinesen verbietet, beruft sie England in die afrikanischen Bergwerke. In Australien und Canada besteht eine erbitterte Agitation gegen die Niederlassung von Japanern, und das Mutterland verbündet sich mit ihnen. Und gerade den Augenblick, wo man eine panbuddhistische Bewegung fürchtet, wählt die englische Politik, um mit Heeresmacht in Lhassa, der heiligen Stadt des Buddhismus, einzudringen. Das ist eine Politik von Fall zu Fall, das sind Widersprüche, die sich aus dem unermeßlichen Landbesitz Großbritanniens und

den vielseitigen, oft verschiedenen Interessen seiner Teile erklären mögen, die aber die Sache der Europäer und, wie uns bedünken will, dauernd auch die Sache der Engländer schwer schädigen. Vielleicht aber naht ein Umschwung. König Eduard scheint diese aus alten, andersgearteten Zeiten ererbten Irrtümer erkannt zu haben! Hat er sich das Wort Goethes zu eigen gemacht: „Teil' und herrsche, starkes Wort. Verein' und leite, bessrer Hort"? Einem solchen Worte würde Europa lauschen. Bessere Zeiten wären dann für sein Land wie für Europa im Anzuge!

Gleich aufreizend wie die ungleiche Behandlung der beiderseitigen Einwanderer wirkt ferner das Auftreten der Missionäre, wobei wiederum England das Vorbild gab. Das Wort des Kaffernhäuptlings „erst kommt Missionär, dann Kaufmann, dann Soldat" kennt allmählich jeder Asiate. Diese Verquickung von Religion und Politik erweckt allenthalben Mißtrauen. Aber auch sonst ist das Missionswesen veraltet und nicht geeignet, die auf dem Boden alter Kultur stehenden leitenden Klassen Ostasiens für das Christentum zu gewinnen. Diese besitzen schon selbst alle Mittel, um sich ein eigenes Urteil über die Religion zu bilden. Vor allem ist dabei nicht zu vergessen, daß der christliche Glaube dort als etwas Fremdes erscheint und nicht, wie bei uns, in mehr als tausendjähriger Geschichte mit Volkstum, Kunst und einer Fülle von Kultur verwachsen ist.

Von den drei Formen, in denen das Christentum den Japanern vor Augen tritt, imponiert ihnen zwar der Katholizismus und sie anerkennen den Opfermut seiner Priester und Bekenner, aber sie fürchten ihn und behaupten, daß er „das Herz zwischen Papst und Kaiser teile". Die Annahme des Katholizismus hieße für die Japaner, den Dualismus zwischen weltlicher und geistlicher Macht wieder aufrichten, unter welchem das Land lange gelitten. Der griechischen Orthodoxie, so sagen die Japaner, lasse sich dieser Vorwurf nicht machen, aber sie erscheint ihnen als zurückgeblieben. Was endlich den Protestantismus betrifft, so glauben sie, das Beste, was nach ihrer Anschauung der Protestantismus hervorgebracht, bereits in Gestalt der Wissenschaft aufgenommen zu haben und zu besitzen. Das sind ungefähr die Ansichten über die drei christlichen Bekenntnisse, wie man sie, direkt oder indirekt, von klugen Ostasiaten erfährt, und so könnte, wenn eine Veränderung des Glaubens notwendig wäre, die Wahl, wie seinerzeit schon von einem alten Mongolenfürsten geschah, auf den

kriegerischen Islam fallen. Allein auch das wird voraussichtlich nicht geschehen, sondern man wird sich begnügen, das ohnehin nicht allzu starke religiöse Bedürfnis der ostasiatischen Stämme durch eine Verschmelzung confucischer Lehren mit den Begriffen europäischer Wissenschaft zu befriedigen. Allerdings käme dabei der Idealismus zu kurz; vielleicht liegt aber in dem Ehrbegriff der Japaner und in ihrer vollkommenen Hingabe an ihr Heimatland ein Ersatz. Jedenfalls haben die letzteren, indem sie bei ihrer Europäisierung nicht auf die Religionen Europas griffen, gezeigt, daß ihre Wahl bereits getroffen ist, und was dann bei der führenden Rolle, welche den Japanern früher oder später in Ostasien zufallen wird, die Missionäre in Ostasien noch wollen, ist unerfindlich. Nach den Siegen der Japaner am Jalu und bei Liaojang ist ihre Rolle ausgespielt und ihr Verbleiben kann nur aufreizend wirken.

Die Politik der Europäer und Nordamerikaner gegenüber Ostasien bedarf daher einer mehrfachen Reform. Die Erweiterung des japanischen Siedlungs-, Einwanderungs- und Absatzkreises (mit Festhaltung des Grundsatzes des „offenen Tores"), sowie die Aufnahme der Japaner in die Reihe der Kulturvölker kann nicht länger verweigert werden, das bedingen nicht nur ihre kriegerischen Erfolge, sondern auch ihr Verhalten dabei, nämlich ihre gewissenhafte Beobachtung des Völkerrechts und ihre bei vielen Gelegenheiten bewiesene Menschlichkeit und Ritterlichkeit.

Etwas anders jedoch steht es um die „Ostasiatische Idee". Diese müßte in ihrer weiteren Entwicklung zu einer Ausschließung der Europäer und Amerikaner führen. Sie enthält einen offenbaren Angriff auf jene beiden Erdteile, und daß diese sich verteidigen müssen und verteidigen werden, bedarf keiner weiteren Ausführung. Der Schwerpunkt der asiatischen Idee liegt in China. Bleibt ihr China fern, so ist die drohende Gefahr nicht groß. Alles kommt daher darauf an, die Ausbreitung jenes Gedankens über China zu verhüten. Das aber geschieht nicht durch Kampf und Gewalt, sondern durch gerechte und kluge Behandlung der Chinesen. An ihnen ist viel gesündigt worden. Sagen wir es nur gerade heraus, daß der Name der „rotborstigen Barbaren" für uns öfters ein verdienter war. Dieses friedlich gesinnte Volk wird in absehbarer Zeit kaum für die „Asiatische Idee" zu haben sein, wenn es nicht durch unsere Fehler ihr gewaltsam zugetrieben wird. Daß letzteres unterbleibt, ist ein hochwichtiges Gesamtinteresse aller Kulturvölker.

Die letzteren werden sich der gemeinsamen Beratung

der ostasiatischen Verhältnisse nicht entschlagen können, und die große und einflußreiche Presse wird gewiß vorarbeitend dazu mitwirken. Der Zeitpunkt dafür erscheint schon gegenwärtig nicht als verfrüht; denn, wie immer auch die Würfel des Krieges noch fallen werden, eines ist sicher, daß die Japaner nicht mehr wieder in Dunkel und Niedrigkeit versinken werden!

*

Wenn im früheren auf die von Ostasien drohenden Gefahren hingewiesen wurde, so soll doch auch die bessere Seite der nun eingeleiteten großen ostasiatischen Bewegung nicht verkannt werden. Besonders gilt dies für Mitteleuropa. Letzteres wird entlastet von zu großer Blutfülle, wenn die Zirkulation an der Peripherie stärker wird. Wie zum Ersatze dafür, daß es einst ein Jahrtausend lang gegen die Ostasiaten zur Wacht stand, kann jetzt Mitteleuropa, kann der Dreibund mit Ruhe und Gelassenheit der Entwicklung der Dinge in Ostasien zuschauen. Hat das 19. Jahrhundert das mächtige Aufsteigen Nordamerikas gesehen, so wird das 20. vorzugsweise dem Emporkommen Ostasiens gewidmet sein, welches in mancher Hinsicht ein Gegengewicht gegenüber Amerika zu bilden vermöchte. Die Welt wird größer, der Blick weiter, der Geist freier, mit wachsender Konkurrenz dennoch der Austausch umfassender, der Wohlstand allgemeiner; aber Glück und Friede werden nur gedeihen, wenn gleichzeitig mit der Herrschaft über die Naturkräfte auch unter den einzelnen wie unter den Völkern Rechtssinn und Selbstbeherrschung zunehmen. Und nur unter dieser Bedingung wird das alte Europa seine Stellung behaupten.

University of
Connecticut
Libraries

NECTICUT LIBRARY
S, CT.

axie
3/13